

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr. 30 September 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 6

Weißt du noch?

Weißt du noch den Bräutigam
Und die vielen Golderblicke?
Und am Schulhaus, du, den Weg,
Wo die rothen Rosen glühten?

Durch den Sonntag gingen wir.
Musik wohl ein Sonntag sein:
Und der Wiesen frischer Duft
Lied zum Wandern ein.

Manchmal ist's mir wie ein Traum...
Sich mir deine liebe Hand.
Ach, der Herbstwind raucht so wohl,
Sage, fährst du ihn wohl,
Infern Weg ins Kinderland?

Alfred von Lieber.

Heil Dir im Siegertranz.

Humoreske von A. v. Heydeck
Erone.

Regierungsrath Riecke war ein
Prachtstück.

Die Frau Regierungsrath Landen
hatte sie aus dem elterlichen Hause in
die Ehe gebracht und wirtschaftete
mit ihr schon über zwanzig Jahre
zur gegenseitigen Zufriedenheit.

Riecke war als ziemlich ungeschickter
Diamant vom Lande nach der
Stadt gekommen, wo sie sich nicht
nur in Hauswirtschaft und Koch-
kunst zur äußersten Vollkommenheit
entwickelte, sondern auch neugierig
bildete. Von allen schönen Künsten
hatte sie ihr aber die Musik am
meisten angethan, und man konnte wahr-
heitsgetreu berichten, daß ihre musi-
kalische Bildung genau mit den musi-
kalischen Fortschritten Elisabeths,
der einzigen Tochter des Hauses,
vorwärts angingen war. Und so hatte
sie im Laufe der Zeiten aus ihrer
Musikbegeisterung eine Angewohnheit
entwickelt, die zuerst von der Her-
schaft gar nicht einmal bemerkt war,
dann aber still lächelnd gebildet
wurde, da sie weiter kein Aergerniß
erregte.

Sobald nämliche Besuch erwartete
oder eine Gesellschaft gegeben wurde,
öffnete Riecke den Flügel im Salon
und stellte die Noten auf, die ihr für
die Gäste am geeignetsten erschienen.
Eigentlich hätte Fräulein Elisabeth
nach ihrer Ansicht dann jedesmal das
betreffende Stück spielen müssen, aber
eine Schüchternheit daraufhin zielende
Bemerkung war so kurz ausgelacht
worden, daß sie diese hochgeliebten
Pläne ein für allemal aufgab.

Sie begnügte sich, daß ihre musi-
kalische Begrüßung stumm und da-
durch weniger wirkungsvoll auf dem
Flügel klang. Für große Festlich-
keiten legte sie regelmäßig den Eingang
der Gäste auf die Wartburg hin, aber
sonst möchte sie möglichst den Ver-
sonen entgegen. Riecke studierte Her-
ren ins Haus, lag meistens ein Stu-
dententisch auf, bei Offiziersfamilien
ein Militärmarsch, und Riecke war un-
endlich stolz darauf, daß sie für einen
eingeladenen Schriftsteller die Über-
sicht zu „Dichter und Bauer“ heraus-
gefunden hatte.

Allmählich war bei den nähern
Freunden von Regierungsrath Riecke
etwas von dieser Eigenschaft Rieckes
bekannt geworden, und jeder sah zuerst lächelnd
nach dem Klavier, wenn er das gasti-
liche Haus betrat. Aus diesem Grunde
bekam das brave Mädchen für alles
auch einmal ernstlich Schelte, als
die Partitur „Die lustigen Witwe“ für
eine junge Wittwe aufstellte, der man
nicht allzu tiefen Schmerz über den
Tod ihres Gatten nachsagte.

Der Hausherr selbst fand diesen
Fall höchlich und lachte mit seiner
Familie herzlich darüber, aber durch-
gehen lassen konnte er die Anzüglich-
keit nicht. Wer weiß, was Riecke sonst
noch ausstelte.

Trotz der eindringlichen Strafpre-
dication die Gescholtene heute schon
wieder mit frischem Muth an ihr
Werk. Man erwartete des Abends
ein paar Gäste und darunter zum
ersten Male den jungen Militärrath-
Riecke. Riecke besuchte fleißig seine
Predigten und schwärmte heiß für ihn.
Sie lachte daher mit noch größerer
Liebe und Sorgfalt, als sonst und
suchte jetzt ernst nach Fräulein El-
sabeths Noten nach einer passenden Be-
grüßung für den Hochverehrten.

Sie wußte genau, was sich für ihn
nahte. Jemand Lob- oder Dank-
schal nicht es sein, aber den gab es
leider nicht unter den Noten. So ließ
die Alte ihr Elisabethchen auch hatte,
in diesem Moment zürnte sie ihr ernstlich.
Was nützte all der lockere Wälder-
und Operettenkram, damit konnte man
keinen Herrn Riecke empfangen! Das
musste anders werden. Im Nachhall
taufte sie selbst ein Chorabuch für das
nächste Mal. Heute konnte sie leider
nichts mehr besorgen, und legte schließ-

lich nach vielem Hin- und Herdenken
„Heil dir im Siegertranz“ auf. Die
Nationalhymne war wenigstens etwas
Gebiegenes und zugleich Feierliches.

Zufrieden mit ihrer Wahl, ging
Riecke dann in die Küche und freute
sich auf den Abend und den verehrten
Gast.

Der verehrte Gast, der junge Mi-
litärrath Ernst Riecke, freute sich
nun mindestens ebenso heftig wie
Riecke auf den Abend bei Regierungsrath-
Riecke. Die Freude galt aber wenig-
er seiner alten Verehrerin und be-
reits gewohnter Hochleistungen,
als der hübschen Tochter des Hauses,
der blonden Elisabeth. Die that es
ihm schon lange an mit ihren leuchten-
den, braunen Augen und dem bald
schmelzlichen, bald ernstlichen Wesen.
Er wagte nur noch nicht zu sprechen,
da er sich nicht klar werden konnte, ob
die vielumworbene, verwöhnte El-
sabeth wohl eine einfache Pfarrfrau werden
würde. Sie war ja immer freundlich
und liebenswürdig zu ihm, aber das
war sie schließlich zu allen, daraus
durfte er für sich keine Hoffnung
schöpfen.

Wesentlich würde ihm der heutige
Abend in ihrem elterlichen Hause eine
Aufklärung bringen. Vielleicht fand
er dort eine Gelegenheit, um mit der
Gesetzten zu sprechen.

Etwas zitternd und zagend, aber
doch freudig bewegt, ging der Herr
am Abend zu Landens. Der Empfang
war ein sehr herzlicher und es schien
ihm, als habe Elisabeth seinen Hände-
druck durch einen leisen Gegendruck
warm erwidert. Zu seinem Entzücken
sah er auch bei Tisch neben ihr, aber
sie theilte sich mit ihrer Unterhaltung
so gleichmäßig zwischen den beiden
Nachbarn, daß seine hoch ins Kraut
geschossenen Hoffnungen wieder etwas
gedrückt die Köpfe senkten.

Nach Tisch stand man beim Kaffee
bei der Erledigung seiner täglichen
Routinearbeiten energisch und syste-
matisch zu Werke und macht sich da-
bei eine technische Ausbildung zu
Nutz, wie sie weder der Amerikaner
noch der Engländer besitzt. Er steht
um sechs Uhr auf, nimmt sein tar-
ges Frühstück zu sich, das gewöhnlich
nur aus Kaffee und Semmeln besteht,
und begibt sich so schnell er kann, an
die Arbeit. Selten kommt er nach 8
Uhr in sein Bureau oder in seine Fab-
rik. Das zweite Frühstück, ein belegtes
Brötchen, trägt er gewöhnlich in
der Tasche mit sich und verzehrt es
zwischen 10 und 11 Uhr, wo er sich
auch aufhalten mag. Um 1 Uhr geht
er heim, wenn er verheiratet ist, und
nimmt dann das Hauptmahl des Tages
zu sich. Dabei überläßt er sich
keineswegs und findet sogar nach dem
Essen noch Zeit für ein Schläfchen.
Nach der Mittagsruhe trinkt er eine
Tasse Kaffee und setzt sich seine Zi-
garren an. Vor 3 Uhr ist er wieder an
seinem Pulte. Und dann beginnt wie-
der die Arbeit, die dauert, bis alles
erledigt ist. Manchmal wird es 9 oder
10 Uhr. Das macht ihm wenig aus.
Das Abendmahl verzehrt er erst, wenn
seine ganze Arbeit gethan ist. Und bald
danach geht es zu Bett.

Die lange Mittagspause mag dem
Amerikaner ausfallen, aber sie ermög-
licht es dem deutschen Geschäftsmann,
vier bis fünf Stunden vor dem Diner
und dann noch mal fünf bis sieben
Stunden bei der Arbeit zu bleiben, so
daß durchschnittlich neun bis zwölf
Stunden täglich dem Geschäft gewid-
met sind. Dies ist bei weitem als drei-
viertel der deutschen Geschäftswelt der
Fall. Aber auch die Angestellten folgen
dem guten Beispiel. Vielleicht
gehen nicht alle mittags nach Hause,
aber auch sie haben von anderthalb bis
zwei Stunden Mittagspause. Und
man verlangt von ihnen, daß sie im
Geschäfte bleiben, bis die Tagesarbeit
erledigt ist.

Arbeiter schaffen gewöhnlich nicht
so lange. Es ist eine deutsche Staats-
lehre, daß die Arbeitskraft das Haupt-
vermögen des Volkes ist und aus die-
sem Grunde schützt der Staat die Ar-
beitskräfte durch strikt durchgeführte
Gesetze, die dazu bestimmt sind, ihre
Arbeitskraft zu erhalten und sie vor
Mißbrauch jeder Art zu schützen.
Selbst wenn der Fabrikarbeiter mil-
dere wäre, über die gewöhnliche Zeit
hinaus zu arbeiten, so sorgt dennoch
die nachsichtige Polizei dafür, daß die
Fabrik zur gefahrlich vorgeschriebenen
Zeit geschlossen wird und alle Arbeiter
heimgehen. So schreibt auch das Ge-
setz vor, wie viel Licht in einer Fabrik
vorhanden sein muß und wie viel Ru-
higkeitsluft auf jeden Arbeiter kom-
men müssen. Ganz genau sind auch
die Bestimmungen für Ventilation
und Kanalisation vorgeschrieben. Die
Durchführung dieser Vorschriften ist
nun durchaus nicht den Fabrikinspek-
toren überlassen, sondern die reguläre
Polizei muß sie erzwingen. Die In-
spektion wird in Deutschland auch
nicht jährlich oder halbjährlich, son-

„Dank, Dank“, sagte er jählich,
„und Dank dafür, daß Du mir durch
den Hinweis auf die roten Muth
machst, meine Werbung auszuspre-
chen.“

Sie hob erstaunt den Kopf. „Durch
den Hinweis auf die roten Muth habe ich
Dir Muth gemacht?“ fragte sie ver-
ständnislos.

„Nun ja, hättest Du mir nicht das
Studium der von Dir aufgestellten
Noten empfohlen, würde ich heute
noch nicht gewagt haben, zu spre-
chen.“ „Heil dir im Siegertranz“
sollte doch heißen: „Habe Muth,
dann wirst du siegen.“

Elisabeth machte sich aus den um-
schlingenden Arme los und lachte
lustig auf.

„Da mußt Du Dich bei unserer
alten Riecke bedanken, an den roten
ist sie schuld; sie bewillkommnet näm-
lich jeden neuen Gast mit einem ihr
passend erscheinenden Musikstück. Da
sie nun in unserem heidnischen Haus
keinen Choral für Dich finden-
konnte, nahm sie die Nationalhymne,
die bei ihr gleich nach einem geistlichen
Viede kommt. Das wollte ich Dir ge-
rade erzählen, als mich Riecke Alters
rufen tam.“

Der glückliche Bräutigam hat sich
bei der alten Riecke auch sehr dankbar
erwiesen, und diese ist nicht wenig stolz
darauf, daß sie durch ihr musikalisch
geprägtes Feingefühl ihrem Liebsten El-
sabeth zum Glück verholfen hat.

Und regelmäßig, wenn die jungen
Pforters in's Elternhaus kommen,
liegt auf dem geöffneten Flügel:
„Heil dir im Siegertranz.“

Deutsches Geschäftsleben.

Der deutsche Geschäftsmann geht
bei der Erledigung seiner täglichen
Routinearbeiten energisch und syste-
matisch zu Werke und macht sich da-
bei eine technische Ausbildung zu
Nutz, wie sie weder der Amerikaner
noch der Engländer besitzt. Er steht
um sechs Uhr auf, nimmt sein tar-
ges Frühstück zu sich, das gewöhnlich
nur aus Kaffee und Semmeln besteht,
und begibt sich so schnell er kann, an
die Arbeit. Selten kommt er nach 8
Uhr in sein Bureau oder in seine Fab-
rik. Das zweite Frühstück, ein belegtes
Brötchen, trägt er gewöhnlich in
der Tasche mit sich und verzehrt es
zwischen 10 und 11 Uhr, wo er sich
auch aufhalten mag. Um 1 Uhr geht
er heim, wenn er verheiratet ist, und
nimmt dann das Hauptmahl des Tages
zu sich. Dabei überläßt er sich
keineswegs und findet sogar nach dem
Essen noch Zeit für ein Schläfchen.
Nach der Mittagsruhe trinkt er eine
Tasse Kaffee und setzt sich seine Zi-
garren an. Vor 3 Uhr ist er wieder an
seinem Pulte. Und dann beginnt wie-
der die Arbeit, die dauert, bis alles
erledigt ist. Manchmal wird es 9 oder
10 Uhr. Das macht ihm wenig aus.
Das Abendmahl verzehrt er erst, wenn
seine ganze Arbeit gethan ist. Und bald
danach geht es zu Bett.

Die lange Mittagspause mag dem
Amerikaner ausfallen, aber sie ermög-
licht es dem deutschen Geschäftsmann,
vier bis fünf Stunden vor dem Diner
und dann noch mal fünf bis sieben
Stunden bei der Arbeit zu bleiben, so
daß durchschnittlich neun bis zwölf
Stunden täglich dem Geschäft gewid-
met sind. Dies ist bei weitem als drei-
viertel der deutschen Geschäftswelt der
Fall. Aber auch die Angestellten folgen
dem guten Beispiel. Vielleicht
gehen nicht alle mittags nach Hause,
aber auch sie haben von anderthalb bis
zwei Stunden Mittagspause. Und
man verlangt von ihnen, daß sie im
Geschäfte bleiben, bis die Tagesarbeit
erledigt ist.

Arbeiter schaffen gewöhnlich nicht
so lange. Es ist eine deutsche Staats-
lehre, daß die Arbeitskraft das Haupt-
vermögen des Volkes ist und aus die-
sem Grunde schützt der Staat die Ar-
beitskräfte durch strikt durchgeführte
Gesetze, die dazu bestimmt sind, ihre
Arbeitskraft zu erhalten und sie vor
Mißbrauch jeder Art zu schützen.
Selbst wenn der Fabrikarbeiter mil-
dere wäre, über die gewöhnliche Zeit
hinaus zu arbeiten, so sorgt dennoch
die nachsichtige Polizei dafür, daß die
Fabrik zur gefahrlich vorgeschriebenen
Zeit geschlossen wird und alle Arbeiter
heimgehen. So schreibt auch das Ge-
setz vor, wie viel Licht in einer Fabrik
vorhanden sein muß und wie viel Ru-
higkeitsluft auf jeden Arbeiter kom-
men müssen. Ganz genau sind auch
die Bestimmungen für Ventilation
und Kanalisation vorgeschrieben. Die
Durchführung dieser Vorschriften ist
nun durchaus nicht den Fabrikinspek-
toren überlassen, sondern die reguläre
Polizei muß sie erzwingen. Die In-
spektion wird in Deutschland auch
nicht jährlich oder halbjährlich, son-

dem täglich vorgenommen. Auf diese
Weise ist jede Fabrik oder Werkstätte
fortwährend unter polizeilicher Ueber-
wachung und die geringsten Verfeh-
lungen gegen die gesetzlichen Vor-
schriften werden sofort angezeigt. Des
weiteren muß jeder Arbeitgeber all-
wöchentlich eine gewisse Summe für
jeden seiner Angestellten in eine staat-
liche Kasse zahlen, die als Zuschuß für
die Alters- und Invaliditäts-Pension
bestimmt ist.

Dafür darf aber auch der deutsche
Geschäftsmann erwarten, daß ihm
alle seine Angestellten mit Treue dien-
en. Er kann seinen Angestellten
ohne weiteres entlassen. Die gering-
sten Unzufriedenheiten zwischen Arbeiter
und Arbeitgeber werden in den Ge-
werberechtlichen geschlichtet. Dort
erhalten beide Parteien Gehör und eine
gerechte Entscheidung, da der Staat
keine in diesem Maße schützt.

Dem Amerikaner mag diese Staats-
fürsorge unerträglich erscheinen, aber
sie schützt den deutschen Arbeiter, wie
er selbst wohl weiß, vor Unterdrück-
ung, und bewahrt in den meisten
Fällen den Arbeitgeber vor den
schlimmen Folgen eines vermeintlichen
Streiks.

Man darf auch nicht vergessen, daß
beide, Arbeitgeber und Arbeiter, ihre
militärische Disziplin haben und bei
den Soldaten Disziplin gelernt haben,
Gehorsam und die Fähigkeit, den ei-
genen Willen dem Befehle unterzuor-
den.

Diese militärische Disziplin und ihr
Einfluß auf die deutsche Denkungsart
hat auch gewiß die typische Stärke und
Schwäche der deutschen Handelsent-
wicklung zur Folge.

Der große Fabrikant oder der große
Kaufmann empfangt zuerst eine techni-
sche Ausbildung, dann eine militäri-
sche Ausbildung. Er steigt zu seinem
Rang als General in der Armee der
Kaufleute durch langsame Beförde-
rung empor. Er plant seine Arbeit
mit derselben Sorgfalt und Genauig-
keit, mit denen er ein Schlachtproblem
zu lösen würde. Gestützt auf seinen
Plan, gibt er seine Befehle aus.
Er weiß, daß man seinen Befehl pa-
rieren wird, buchstäblich und genau.
Die Folge ist, war sein Plan gut, daß
auch die Resultate entsprechend sein
werden. War aber sein Plan fehler-
haft, — und mögen seine Unterbe-
ten auch zehnmal die Fehler gesehen
haben, — seine Befehle werden den-
noch ausgeführt und die Folge müs-
sen natürlich verhängnisvoll sein.

Aber man kann sagen, daß die mei-
sten der deutschen Handelsgeneräle in
ihren Kriegsplänen so glücklich und
vorsichtig waren, wie Wolke, als er
sein Sabowa und Sedan plante.
Darum haben die deutschen Industri-
erhöhere und promptere Erfolge aufzu-
weisen, als die irgend einer anderen
Nation. Darum hat sich der deut-
sche überseeische Handel unerwartet stark
entwickelt und darum ist Deutschland
braun und dran, die Handelsvorherr-
schaft der Welt an sich zu reißen.

Aber die Deutschen haben auch oft
geschäftliche Mißerfolge zu verzeich-
nen. Und dann ist in den meisten
Fällen die Unselbständigkeit der An-
gestellten daran schuld, die blind jeden
Befehl, den sie erhalten, befolgen.
Ueber-Organisieren und ein zu pein-
liches System sind die Hauptfehler im
deutschen Geschäftsleben. Durch be-
ides wird der tüchtige und geschulte
Angestellte von eigenmächtigem Han-
deln abgesehrt, selbst wenn solche
geboten wäre. Derselbe Grund läßt
oftmals die Chefs der Firma weit
mehr Sorgfalt auf unwichtige Einzel-
heiten im Geschäft, als auf wichti-
ge Geschäftspolitik verwenden.

Selbst in kleinen Geschäften wird
das Einkaufen durch einen schier un-
glaublichen Jopf erschwert. Dem gu-
ten System zu Liebe, müssen Kunden
und Verkäufer unnötig leiden. Und
wenn einmal so ein System eingeführt
worden ist, dann kann niemand und
nichts daran rütteln. Das ganze
deutsche Geschäftsleben ist auf mili-
tärlichen Grundbänken aufgebaut. Und
im deutschen Handel herrscht immer
Kriegsrecht.

Aber das soll keine Meinungs-
äußerung sein, sondern eine Feststellung
des deutschen Geschäftslebens an
Anpassungsfähigkeit fehlt. Ihr
famoses System gilt nur für das deut-
sche Geschäft. Sie sind nicht so thö-
richt, wie ihre englischen und ameri-
kanischen Rivalen, daß sie auf dieselbe
Weise daheim und im Ausland Ge-
schäfte machen wollen. Der Deutsche,
der die Weltmärkte erobern will,
schmeißt sich völlig den Geschäftsge-
brüchen der fremden Länder an. Er
zwingt nicht die Kunden, wie es die
Engländer seit Jahrzehnten in China
und Indien getan, seine, des Verkäufers
Sprache, zu sprechen. Der deut-
sche Verkäufer spricht stets die Sprache
des Landes, in dem er Geschäfte ma-
chen will, chinesisch in China, spanisch

in Süd-Amerika, arabisch in Arabien.
Das ist der Hauptgrund seiner Ueber-
legenheit über den amerikanischen und
englischen Konkurrenten.

„Deutschland ist nicht mehr das
Land der Denker und Dichter, — es
ist das Land des Handels und der
Schlachtschiffe.“ Wie recht hatte der
bekannte Schriftsteller, der diese Be-
hauptung aufstellte. Das Land des
Handels. Die Zeiten der Goethe,
Schiller und Nietzsche sind vorbei.
Über die Ballins, deren Schiffe die
Welt umfahren leben, die Krupps,
die den Nationen Waffen geben, die
Vergiss, deren Lokomotiven im Mor-
genlande klappern, und die Siemens,
deren elektrische Anlagen nach allen
Ländern der Erde gehen.

Der zweite Gegenstand ist noch be-
deutsamer, denn er bringt auf einer
noch älteren griechischen Vase, die auf
das fünfte vorchristliche Jahrhundert
zurückgeführt wird, die Darstellung der
Berufstätigkeit eines Arztes. Das
Kunstwerk befindet sich in Paris und
hat eine Höhe von 4 Zoll. Das Bild
zeigt sieben Personen. Der Arzt, der
nach dem spärlichen Bartwuchs noch
sehr jung sein muß und dessen schwar-
zes Haar mit einem roten Band um-
wickelt, sitzt vor dem stehenden
Kranken, indem er mit seiner Linken
dessen rechten Vorderarm gefaßt hält,
während seine rechte Hand sich in einer
Stellung befindet, als ob er einen Ver-
band lösen wollte. An dieser Stelle ist
die Vase leider beschädigt, aber es las-
sen sich unter einem Vergrößerungs-
glas auch noch Reste des Verbands-
gases erkennen. Der Kranke ist fast
nackt und blüht, auf einen Stab ge-
stützt, sorgenvoll auf den Arzt herab.
Um sein linkes Handgelenk schlingt sich
ein rotes Bändchen, zweifellos ein
Amulett. An der Wand sind drei te-
geformige Körper zu sehen, die nichts
anderes sein können als Schöpfköpfe
und andeuten, daß die Konsultation
im Sprechzimmer des Arztes vor sich
geht. Vor dem Arzt steht außerdem
ein metallenes Becken auf einem aus
Löwenfüßen gebildeten Dreifuß. Dann
folgt das Bild eines zweiten Kranken,
der den linken Oberarm in einer wei-
ßen Binde trägt und außerdem mit ei-
nem ähnlichen Amulett ausgestattet
ist. Ein dritter Kranke stützt sich ste-
hend auf einen Stab und hält in der
rechten Hand eine Blume. Ein vierter
hat einen Teil der Brust mit einer
weißen Bandage umschlungen, ist
gleichfalls auf einen Stab gestützt und
spricht mit einem zwerghaften Skla-
ven, der ein Hofensell über der linken
Schulter trägt. Der fünfte und letzte
Kranke steht hinter dem Arzt und hat
einen Verband um das linke Bein.

Dr. Kronfeld hält diese ganze Dar-
stellung für eine der wichtigsten aus
der ganzen Geschichte der Medizin, da
sie namentlich mit Rücksicht auf ihr
hohes Alter nur wenige Nebenbuhler
hat. Alter ist nur das berühmte Wa-
senbild aus dem sechsten oder siebenten
Jahrhundert, wo der Wagenlenker
Sthenelos seinen verwundeten Herrn
Diomedes verbindet. Außerdem gibt
es noch eine etwa gleichzeitige Darstel-
lung auf einer Trinkschale im Berliner
Museum, wo Achilles den Arm des
durch einen Pfeilschuß verletzten Pa-
troklus verbindet. Was jene fünf
Kranken auf der Pariser Vase betrifft,

so hält sie Kronfeld sämtlich für Sichts-
leidende. Diese Krankheit wurde näm-
lich im Altertum lediglich mit Ueberlaß
behandelt, außerdem durch Verbände.
Auch hielt man die rothfarbene, die so-
wohl die Kranken in ihren Amuletten
wie der Arzt in seiner Haarbinde zur
Schau trägt, als ein Mittel zur Be-
kämpfung der Sichte.

Der Werth der Ueberlaßbuche-
Diamantfelder.

Dr. Paul Rohrbach, der sich gegen-
wärtig auf einer Studienreise durch
Südwestafrika befindet, schreibt aus
Ueberlaßbuche: Ueber den Umfang und
den Diamantengehalt der sogenannten
Ueberlaßbuche - Felder zwischen dem
26. Grad südlicher Breite und dem
Oranjefluß lassen sich bestimmte und
ins Einzelne gehende Angaben noch
nicht machen. Man kann nur soviel
sagen, daß der Wert der gefamten vor-
handenen Steine und die voraus-
sichtliche Dauer des Abbaues die Anfangs
gelegten Erwartungen sehr bedeutend
übertreffen wird. Dagegen ist es mög-
lich, für bestimmte Einzelgebiete ge-
nauere Vermutungen anzustellen. So
befindet sich z. B. in unmittelbarer
Nähe von Ueberlaßbuche ein Feldkom-
plex von etwa 5000 Hektaren Inhalt,
der einer einzelnen Gesellschaft gehört
und jetzt seit zwei Jahren im Betrieb
ist. Die während dieser Zeit erzielten
Resultate und die gleichzeitig ange-
stellten Untersuchungen der noch nicht
in Angriff genommenen Stellen mit
diamanthaltigem Sand führen zu dem
Ergebnis, daß sich der Betrieb hier
noch etwa ein Jahrzehnt in der bishe-
rigen billigen und verhältnismäßig
einfachen Art wird fortführen lassen;
daß man danach ein weiteres Jahr-
zehnt mit durchgreifenderen Methoden
und größeren Kosten wird arbeiten
müssen, daß aber der Reinertrag durch
Steigerung der Produktion wird auf
derselben Höhe gehalten werden kön-
nen, und daß schließlich noch einige
ärmere Schichtjahre für den Betrieb
zu erwarten sind.

Die ganze Menge der auf diesem
Feldergelände lagernden Diamanten
darf auf etwa drei Millionen Karat
berechnet werden, was einen Wert,
das Karat zu 25 Mark gerechnet, von
rund 100 Millionen Mark ergeben
würde. Dabei wird vorausgesetzt,
daß keine besonderen Ueberausgaben,
d. h. unerwartete Anreicherungen ein-
zelner Stellen, eintreten. Auch nach
dieser Richtung hin sind aber diejei-
gen Punkte, wo erfahrungsgemäß ein
besonders günstiges Mischungsverhält-
nis zwischen den Diamanten und dem
übrigen Gesteine, dem sogenannten
Gravel, vermutet werden kann, bereits
oberflächlich untersucht. Auf hundert
oder zweihundert Millionen Karat
schätzte man vor 1½ Jahren das ganze
Diamantengebiet, und die Leute, die
das taten, nannte man damals schon
Optimisten! Nun sind die übrigen
Felder allerdings noch nicht so genau
bearbeitet worden, wie der betreffende
Komplex. Es läßt sich aber mit Be-
stimmtheit sagen, daß allein schon die
übrigen aus der Zeit vor der Diaman-
tenhype stammenden privaten Gesell-
schaften zusammen genommen ein
Mehrfaches gegenüber dieser einen Ge-
sellschaft besitzen und daß die Deutsche
Diamant - Gesellschaft jede einzelne
der früheren Gründungen an Reich-
tum und Ausdehnung ihres Besitzes
weit übertrifft. Wahrscheinlich sind
ihre Felder mehr wert, als die aller
anderen zusammen genommen. Die
Deutsche Diamant - Gesellschaft ist
eine Gründung jener vielgenannten
Teutschen Kolonial - Gesellschaft für
Südwest - Afrika, um deren Rechte es
sich bei den Reichstagsdebatten zu Ende
April und Anfang Mai dieses Jahres,
als Südwest-Afrika auf der Tages-
ordnung stand, gehandelt hat. Nach-
dem durch den Abschluß des Vertrages
zwischen dem Fiskus und der Kolo-
nial - Gesellschaft endlich feste Ver-
hältnisse eingetreten sind, wird sich
auch die Gesamtproduktion der süd-
westafrikanischen Diamanten ruhiger
und stabiler gestalten. Für das Jahr
1910 kann man einen Mindeertrag der
zu erwartenden Produktion von 20
Millionen Mark annehmen, wovon in
Folge des neuen Vertrages mit der
Kolonial - Gesellschaft der südwest-
afrikanische Landesfiskus etwas über
50 Prozent erhalten wird.

Auch ein Vorzug.

Der Bürgermeister eines Bäderortes
zählt stolz die Vorzüge der Stadt auf.
„Ist vielleicht auch irgend eine Be-
rühmtheit hier geboren?“ fragte ein
Badegast.

„Nein, das noch nicht“, erwidert der
Bürgermeister. „Aber es kommen so
viele zur Kur her, daß doch ab und
zu mal einer hier stirbt.“

„Dank, Dank“, sagte er jählich,
„und Dank dafür, daß Du mir durch
den Hinweis auf die roten Muth
machst, meine Werbung auszuspre-
chen.“

Sie hob erstaunt den Kopf. „Durch
den Hinweis auf die roten Muth habe ich
Dir Muth gemacht?“ fragte sie ver-
ständnislos.

„Nun ja, hättest Du mir nicht das
Studium der von Dir aufgestellten
Noten empfohlen, würde ich heute
noch nicht gewagt haben, zu spre-
chen.“ „Heil dir im Siegertranz“
sollte doch heißen: „Habe Muth,
dann wirst du siegen.“

Elisabeth machte sich aus den um-
schlingenden Arme los und lachte
lustig auf.

„Da mußt Du Dich bei unserer
alten Riecke bedanken, an den roten
ist sie schuld; sie bewillkommnet näm-
lich jeden neuen Gast mit einem ihr
passend erscheinenden Musikstück. Da
sie nun in unserem heidnischen Haus
keinen Choral für Dich finden-
konnte, nahm sie die Nationalhymne,
die bei ihr gleich nach einem geistlichen
Viede kommt. Das wollte ich Dir ge-
rade erzählen, als mich Riecke Alters
rufen tam.“

Der glückliche Bräutigam hat sich
bei der alten Riecke auch sehr dankbar
erwiesen, und diese ist nicht wenig stolz
darauf, daß sie durch ihr musikalisch
geprägtes Feingefühl ihrem Liebsten El-
sabeth zum Glück verholfen hat.

Und regelmäßig, wenn die jungen
Pforters in's Elternhaus kommen,
liegt auf dem geöffneten Flügel:
„Heil dir im Siegertranz.“

Deutsches Geschäftsleben.

Der deutsche Geschäftsmann geht
bei der Erledigung seiner täglichen
Routinearbeiten energisch und syste-
matisch zu Werke und macht sich da-
bei eine technische Ausbildung zu
Nutz, wie sie weder der Amerikaner
noch der Engländer besitzt. Er steht
um sechs Uhr auf, nimmt sein tar-
ges Frühstück zu sich, das gewöhnlich
nur aus Kaffee und Semmeln besteht,
und begibt sich so schnell er kann, an
die Arbeit. Selten kommt er nach 8
Uhr in sein Bureau oder in seine Fab-
rik. Das zweite Frühstück, ein belegtes
Brötchen, trägt er gewöhnlich in
der Tasche mit sich und verzehrt es
zwischen 10 und 11 Uhr, wo er sich
auch aufhalten mag. Um 1 Uhr geht
er heim, wenn er verheiratet ist, und
nimmt dann das Hauptmahl des Tages
zu sich. Dabei überläßt er sich
keineswegs und findet sogar nach dem
Essen noch Zeit für ein Schläfchen.
Nach der Mittagsruhe trinkt er eine
Tasse Kaffee und setzt sich seine Zi-
garren an. Vor 3 Uhr ist er wieder an
seinem Pulte. Und dann beginnt wie-
der die Arbeit, die dauert, bis alles
erledigt ist. Manchmal wird es 9 oder
10 Uhr. Das macht ihm wenig aus.
Das Abendmahl verzehrt er erst, wenn
seine ganze Arbeit gethan ist. Und bald
danach geht es zu Bett.

Die lange Mittagspause mag dem
Amerikaner ausfallen, aber sie ermög-
licht es dem deutschen Geschäftsmann,
vier bis fünf Stunden vor dem Diner
und dann noch mal fünf bis sieben
Stunden bei der Arbeit zu bleiben, so
daß durchschnittlich neun bis zwölf
Stunden täglich dem Geschäft gewid-
met sind. Dies ist bei weitem als drei-
viertel der deutschen Geschäftswelt der
Fall. Aber auch die Angestellten folgen
dem guten Beispiel. Vielleicht
gehen nicht alle mittags nach Hause,
aber auch sie haben von anderthalb bis
zwei Stunden Mittagspause. Und
man verlangt von ihnen, daß sie im
Geschäfte bleiben, bis die Tagesarbeit
erledigt ist.

Arbeiter schaffen gewöhnlich nicht
so lange. Es ist eine deutsche Staats-
lehre, daß die Arbeitskraft das Haupt-
vermögen des Volkes ist und aus die-
sem Grunde schützt der Staat die Ar-
beitskräfte durch strikt durchgeführte
Gesetze, die dazu bestimmt sind, ihre
Arbeitskraft zu erhalten und sie vor
Mißbrauch jeder Art zu schützen.
Selbst wenn der Fabrikarbeiter mil-
dere wäre, über die gewöhnliche Zeit
hinaus zu arbeiten, so sorgt dennoch
die nachsichtige Polizei dafür, daß die
Fabrik zur gefahrlich vorgeschriebenen
Zeit geschlossen wird und alle Arbeiter
heimgehen. So schreibt auch das Ge-
setz vor, wie viel Licht in einer Fabrik
vorhanden sein muß und wie viel Ru-
higkeitsluft auf jeden Arbeiter kom-
men müssen. Ganz genau sind auch
die Bestimmungen für Ventilation
und Kanalisation vorgeschrieben. Die
Durchführung dieser Vorschriften ist
nun durchaus nicht den Fabrikinspek-
toren überlassen, sondern die reguläre
Polizei muß sie erzwingen. Die In-
spektion wird in Deutschland auch
nicht jährlich oder halbjährlich, son-

dem täglich vorgenommen. Auf diese
Weise ist jede Fabrik oder Werkstätte
fortwährend unter polizeilicher Ueber-
wachung und die geringsten Verfeh-
lungen gegen die gesetzlichen Vor-
schriften werden sofort angezeigt. Des
weiteren muß jeder Arbeitgeber all-
wöchentlich eine gewisse Summe für
jeden seiner Angestellten in eine staat-
liche Kasse zahlen, die als Zuschuß für
die Alters- und Invaliditäts-Pension
bestimmt ist.

Dafür darf aber auch der deutsche
Geschäftsmann erwarten, daß ihm
alle seine Angestellten mit Treue dien-
en. Er kann seinen Angestellten
ohne weiteres entlassen. Die gering-
sten Unzufriedenheiten zwischen Arbeiter
und Arbeitgeber werden in den Ge-
werberechtlichen geschlichtet. Dort
erhalten beide Parteien Gehör und eine
gerechte Entscheidung, da der Staat
keine in diesem Maße schützt.

Dem Amerikaner mag diese Staats-
fürsorge unerträglich erscheinen, aber
sie schützt den deutschen Arbeiter, wie
er selbst wohl weiß, vor Unterdrück-
ung, und bewahrt in den meisten
Fällen den Arbeitgeber vor den
schlimmen Folgen eines vermeintlichen
Streiks.

Man darf auch nicht vergessen, daß
beide, Arbeitgeber und Arbeiter, ihre
militärische Disziplin haben und bei
den Soldaten Disziplin gelernt haben,
Gehorsam und die Fähigkeit, den ei-
genen Willen dem Befehle unterzuor-
den.